

Der Herrgott von Chemillé,

der weder für noch wider ist. Ein französisches Gemäldebild, frei nach der Natur, von Alphonse Daubet.

(Nachdruck verboten.)

Wissen Sie, verehrte Leserin, warum Chemillé ein so berühmter Wallfahrtsort geworden ist, und das erst in den letzten Jahrzehnten nach dem französischen Kriege? Sie schätzen verwundert den schönen Kopf und betheuern, nie etwas von diesem Orte gehört zu haben, aber ich gestatte mir, Ihnen in diesem Punkte zu widersprechen und Ihnen mitzutheilen, wie sich das an einem schönen Juni-Abend zugetragen hat.

Der Geistliche von Chemillé hatte sich aufgemacht, um das Allerheiligste zu einem Kranken zu bringen.

Wahrscheinlich, es war schrecklich, daran zu denken, daß einer an einem so schönen Sommertage sterben kann, während des Angelus um Mittag, dem Augenblick des Lebens und des Todes.

Es war auch schrecklich, daß der arme Geistliche genöthigt war, sich foglich nach Tisch auf den Weg zu machen, zu der Zeit, wo er sonst gewohnt war, — mit dem Briefchen in der Hand — ein wenig Sekt unter seiner kleinen Weinlaube, zur Stärkung und Erholung zu halten, in dem hübschen Garten voll reifer Pfirsichen und duftender Rosen.

„Herr, wie Du willst“, dachte seufzend der heilige Mann, und auf einem grauen Esel sitzend, das Allerheiligste quer vor sich auf dem Saumattel haltend, verfolgte er den schmalen Weg auf der Wette der Anhöhe, zwischen dem weihen, ganz mit blühendem Moos bedeckten Felsen und dem kleinen, mit hohem Schilf bewachsenen Abhang, der sich steil bis zu den Weiden hinabstreckte.

Auch der Esel, der arme Esel seufzte: „Herr, wie Du willst“, und er seufzte auf seine Art, indem er bald das eine, bald das andere Ohr erhob, um die quälenden Fliegen zu vertreiben.

Wie bössartig die Fliegen unter Mittag sind, und wie sie summen; und dabei noch die Höhe erliegen zu müssen, und der Geistliche von Chemillé, er war so schwer, besonders gleich nach Tisch!

Von Zeit zu Zeit begegnete ihm Bauerleute auf dem Wege, die zur Seite wichen, um dem Allerheiligsten Platz zu machen, sie grüßten dabei mit der den Bauern der Touraine eigenenthümlichen Hufschwenkung, ein hochsitziges Auge und ein respektvoller Gruß, der Blick schenkt sich dabei über die demüthige Bewegung lustig zu machen.

Der Herr Pfarrer erwidert jeden Gruß, der dem Allerheiligsten dargebracht wurde, sehr höflich.

Das Wetter war heiß und der Weg weit. Am Fuße des Hügel hinter den Pappeln blühten die kleinen Wälder der Vögel wie blühende, silberne Schuppen. Und das Licht umher, das Summen der Bienen, welche den Blumenstaub austreuten, der Gesang der Drosseln in den Weinbergen, das lustige Lied der gesättigten kleinen Mägen, alles trug dazu bei, den Geistlichen einzuschläfern, der schon durch ein gutes Frühstück mit weißem Wein etwas betäubt war.

Nachdem er Willandry passiert hatte, da, wo der Felsen sich steiler erhebt und der Pfad immer enger wird, wurde er plötzlich aus seinem Schlummer aufgeschreckt durch das „he! und hott“ eines Fuhrmanns, der ihm mit einem Fuder Heu entgegen kam, das beengtlich bei jeder Drehung der Räder hin und her schwang.

Der Augenblick war kritisch. Auch wenn man sich noch zu dicht an den Felsen drückte, war doch nicht für zwei Platz auf dem Wege. — Wieder bis auf die breite Fahrstraße hinabsteigen, konnte der Geistliche nicht, da er den Fußpfad gewählt hatte, um schneller zu dem Kranken zu kommen, der in den letzten Tagen lag. Das suchte er dem Fuhrmann begreiflich zu machen, aber der Fiegl wollte nichts davon hören.

„Es thut mir leid, Herr Pfarrer“, sagte er, ohne nur die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, „aber der Tag ist zu heiß, als daß ich umkehren und den Umweg über Kay machen könnte. Das geht eher bei Ihnen, Sie sitzen so ruhig auf Ihrem Esel.“

„Aber Ungläubigkeitsch, hast Du denn nicht gesehen, was ich da habe? — Es ist das Allerheiligste, Du schlechter Christ, der Herrgott von Chemillé, den ich zu einem Kranken trage.“

„Ich bin aus Willandry“, grinst der Körner. „Der Herrgott von Chemillé, geht mich nichts an. . . . Sit! hott!“ der alte Heide ließ einen tüchtigen Pfeiffenstich auf sein Gepann losen, um es anzutreiben, auf die Gefahr hin, den Esel mit allem was sich darauf befand, den Hügel hinunter bis auf die Weide hinab zu rollen.

„Herr Pfarrer hatte auch nur so viel Geduld als recht ist. — „Al! steht es so, Nr. 3, warte!“ — Er sprach von seinem Esel, hielt beständig das Allerheiligste von Chemillé an den Rand des Weges auf einen Duenbelschuh, zwischen goldgelben Stielen und weißen Strohrispen, eine blühende duftende Alardrose, wie man sie selbst in der Kirche des heiligen Martin von Tours nicht findet. . . . Dann kniete der heilige Mann nieder und sprach dieses kurze Gebet: „Herr Gott von Chemillé, Du siehst was

mir zutreibt und daß dieser Ungläubige mich zwingt, ihn zur Verwundt zu bringen.

Um das zu thun, brauche ich Niemand, da ich tüchtige Fäuste besitze, und das Recht auf meiner Seite habe. . . . Verhalte Dich also ruhig, sieh unsern Kampfe zu und sei weder für noch wider. Die Sache wird halb abgemacht sein.“

Nachdem er sein Gebet gesprochen hatte, erhob er sich und streifte seine Kermel zurück, so daß man seine Hände sah. Es waren schöne, weiche gepflegte Hände eines Geistlichen, der sie zum Segnen benützt und daran zwei Handgelenke eines kräftigen Fleischer, seht wie Eichenknorren. . . .

„Hilf! Ratsch! Der erste Schlag zerbrach dem Körner die Pfeife zwischen den Zähnen. Beim zweiten befand er sich beschämt, zerföhren, unbeweglich auf dem Grunde des Grabens. Darauf schob der Geistliche den Körner zurück, stellte ihn vorsichtig an den Rand der Böschung, den Kopf des Pferdes in den Schatten eines Maulbeerbaumes und ritt in kurzem Trab zu seinem Kranken, den er zwischen seinen bunten Vorhängen sitzend fand. Er war wie durch ein Wunder von seinem Fieber genesen und eben im Begriffe eine alte Flasche schäumenden Bonbray zu entnehmen, um sich wieder neu zu beleben.

Seit dieser Zeit ist der Herrgott von Chemillé sehr volkstümlich in der Touraine geworden und die Bewohner rufen ihn bei ihren Streitigkeiten an: „Herrgott von Chemillé sei weder für noch gegen. . . .“ Und sie haben, meiner Frau! wohl Recht. Er ist der wahre Gott der Schlichter, dieser Herrgott von Chemillé, der Niemand begünstigt und Neben nach seiner Stärke und seinem guten Rechte siegen läßt.

Wenn darum einmal der Tag erscheinen wird — ihr wißt, Franzosen, was ich meine, — so wollen wir unsere Gebete nicht an den alten Jehoah, den „blutigen Freund“ Wilhelm's und Augustus richten, diesen Jehoah, den man mit Te Deum und musikalischer Messe besichtigt, nein, wir wollen den Herrgott von Chemillé anrufen und so wollen wir zu ihm sprechen:

Gebet.

Herrgott von Chemillé, die Franzosen beten zu Dir. Du weißt, was die Leute dort drüben jenseits des Rheins uns gethan haben. . . . Jetzt ist die Stunde der Rache gekommen. . . . Um sie uns zu nehmen, haben wir weder Dich noch jemand anders nöthig, da wir jetzt gute Kanonen, alle Knöpfe an unseren Gewehren und das Recht auf unserer Seite haben. Sieh also ruhig unseren Kampfe zu, und sei weder für noch wider. Die Sache dieser Schurken wird bald abgemacht sein.

Amen! — Das ist die ganze Geschichte, schöne Leserin, und nun legen Sie, ob sie nicht eifrig französisch ist.

Eine bürgerliche Hochzeit im Mittelalter.\*)

(Nachdruck verboten.)

—o. Es ist bekannt, wie Sagen und Sitten im Mittelalter die Heirathen weit häufiger und meist auch in früherem Lebensalter als heutzutage stattfinden ließen. Wie in manchen Städten keine Jungfrauen Rathsherrn werden konnten, so bestand auch in zahlreichen Dörfern die Vorschrift, Niemanden zur Weiblichkeit zuzulassen, der nicht vorher geheiratet habe. Selbst die Wittwen waren häufig durch dergleichen Bestimmungen genöthigt, bald wieder zur Ehe zu treten, wenn sie ihre Nahrung nicht verlieren wollten. Noch auffallender erscheint uns,

\* Wir entnehmen die treffliche Schilderung einem soeben in der Buchhandlung des Verlegers erschienenen vorzüglichen Werke von August Schö: „Deutsches Leben in der Vergangenheit“, Erster Band, Halle 1890“ (801 S., Preis 6 M.), das in keiner Familien-, Volks- und Schulbibliothek fehlen sollte.

„Das Deutsche Leben in der Vergangenheit“ bringt in 88 einzelnen, abgerundeten und aus sich selbst verständlichen Bildern das bunte Leben in der Vergangenheit nach den verschiedensten Richtungen, zur Darstellung und zum lebendigen Verständnis. In vieler ausgezeichneter Kulturgeschichte des deutschen Volkes werden neben der Darstellung der Urwälder und des nationalen Werdens inneres Volkes inwolge der Wanderungen, vorant die heutigen Volksverhältnisse beruhen, die bestechenden Sätze des mittelalterlichen Lebens, die beweisen, in wieviel sich ergebende Welt der Anschauungen und Sitten, Gebräuche und Zustände vorgeführt. Dabei war es nöthig, überall auf den Ursprung und die allmähliche Entwicklung einzugehen, der historischen Methode möglichst gerecht zu werden und in Streifzügen eine bestimmte Stellung einzunehmen. Wert hat überall die neueren Forschungen auf diesem Gebiet berücksichtigt und den reichen Stoff durch Einführung von Schilderungen aus zeitgenössischen Quellen zu beleben und zu veranschaulichen gewußt. Das „Deutsche Leben in der Vergangenheit“ kann sich ebenbürtig neben des Verfassers „Deutsche Heimath“ stellen, welche allseitig eine sehr freundliche Aufnahme bei den Lesern gefunden hat. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis genügt, um von dem Reichthum des Werkes ein Bild zu geben. Möge das Buch eine weite Verbreitung finden!

Ein zweiter Theil des „Deutschen Leben in der Vergangenheit“, den Verfasser im Vorwort in Aussicht stellt, soll von den Bewegungen anhebend, die mit dem ausgehenden Mittelalter das Reformationszeitalter einleiteten die Entwicklung des geistigen und materiellen Lebens in ihren Hauptzügen bis in das 19. Jahrhundert verfolgen.

daß die Verlobungen in frühesten wie in bürgerliche Kreisen oft schon in ganz jugendlichem Alter und ebenso auch die Ehen in weit früheren Jahren als heute abgeschlossen wurden. In Nürnberg nahm z. B. Ulman Stromer am Ende des 14. Jahrhunderts schon nach sechs Monaten ein Mädchen von vierzehnhalb Jahren zur zweiten Frau und verheiratete eine Tochter, die er schon im achten Lebensjahre verlobt hatte, im vierzehnten Jahre. Aus allem dürfte hervorgehen, daß die Heirathen weit weniger zahlreich waren als heute und der eheliche Stand für das Lebensglück eines jeden Paars wie auch im Interesse der Sittlichkeit als nothwendig angesehen wurde.

Die Verlobung, „das Vollbringen und Beschließen“ der Ehe war nichts als ein bürgerlicher Vertrag. Die Verlobten hießen Gemahle und erst in späterer Zeit führten sie bis zur Hochzeit den Namen Braut und Bräutigam (= Mann der Braut). Gesellige Festlichkeiten, Tänze, Schmauserei und Freizeitage schlossen sich daran an, später in so verschwenderischer Art, daß nur zu oft die städtischen Behörden einschneidende Beschränkungen erlassen mußten. In Nürnberg wurden z. B. alle vor der Hochzeit gemachten Geschenke schon in sehr früher Zeit verboten; man gestattete dies bestimmten Frauen die Braut mit einer silbernen Spange oder anderen Kostbarkeiten, was mehr als fünfzehn Gulden werth sei, und mit einer Kette von höchstens achtzehn Gulden Werth zu beschenken. Auch in Regensburg ward bereits 1320 verordnet, daß niemand, selbst nicht Bruder oder Schweser, der Braut mehr als zwei Gulden verehren dürfe.

War die Zeit herangekommen, die man für die Uebergabe der Braut und die Erfüllung der verabredeten Leistungen bestimmt hatte, so löste man allerlei Bräuche, die der heutigen Sitte wenig entsprechen. Es gab keine Festlichkeit am Abend vor der Hochzeit mit all der Fröhlichkeit, wie sie bei uns die Regel ist; statt deren war der Besuch einer Badstube herrschende Sitte; nicht nur das Brautpaar, die eingeladenen Verwandten und Fremde gaben sich diesem Vergnügen hin, an manchen Orten wurde selbst den Diensthöfen ein Badegeld gezahlt oder geradezu für jedermann ein offenes Bad veranstaltet. Wie tief dieser Brauch im Volksleben wurzelte, erweist man aus einer Verordnung des Regensburger Rathes vom Jahre 1320, worin die Zahl der Begleiter für Bräutigam und Braut auf vierundzwanzig Fremde und acht Freundinnen beschränkt ward.

Der Tag der Vermählung war eine „hohe Zeit“ wie unsere Vorzeit einen Festtag nannte. Gar mannigfaltig sind die Bräuche, die sich allmählich um denselben sammelten; sie erhalten auch des Strebens und Verlegens genug, das uns heute unverständlich geworden, damals indeß in seiner alten Bedeutung der Feier wohl anstand. Der Schatzherb, wo die Schenken und Keller voll und für den Landmann und Schiffer die Zeit der Ruhe gekommen war, darf wie noch heute als die gewöhnliche Zeit der Heimführung der Verlobten betrachtet werden; als Wochenende waren nach alter Sitte die dem Ziti und dem Thunar oder Donar heiligen Tage am meisten beliebt, wenn auch nöthig von der Erde bei den Sachen Holtzeins der Freitag wie noch heute den Vorzug gehabt zu haben scheint.

Sollte nun die Braut mit Person, Rechten und Wittgast dem Bräutigam übergeben werden, so waren heilige Häuser in gleicher Weise daran theilhaftig; fand im Hause der Braut die Uebergabe statt, so ward ihr in dem des Bräutigams ein festlicher Empfang zu theil.

Nach dem Brauche vieler Landschaften ladet noch heute die Braut selbst die Gäste ein. Wie vor Zeiten, so hat sie dabei in Kärtchen einen rothen Seidenfaden mehrfach um den Hut geschlungen, während ein rothes Band durch den langen Kopf geflochten ist. Auch trägt sie dort von dem ersten kirchlichen Aufgebote bis zum Hochzeitsabend den Brautgürtel, der aus einzelnen Messingblättchen gegliedert ist. In der holländischen Landshaft Prospekt sitzen eini Braut und Bräutigam, sie von einer Freundin er von einem Freunde begleitet, durch die Dörfer. „Ik wul ju to köst bidden“, lautete die Formel der Anrede; „morgen vor acht dach na min vaddors hus; schullen vorlef nemen, wat ik upbringen kan.“ Worauf der Begleitende sofort: „De bed wul ik ni gern wegert hebben; wöt so vel beten nadenken, als u bestelt.“ An anderen Orten erscheint als Vertreter der Braut oder des Bräutigams der Hochzeitsbitter, der die Fremdschickart unter bestmöglichen Formlichkeiten zum Feste bittet.

In den Städten ging es dabei feierlicher zu als auf den Dörfern. In Nürnberg sahen z. B. die Hochzeitslader hoch zu Hof und waren von einem kleinen Reitergesolge begleitet. Sie pflegten auch einen besonderen von der Stadt angestellten Sprecher mitzunehmen, der ebenfalls beitreten seine Anrede in einem Reimspizch vortrug. Von den Schildern mit dem Stadtwappen, welche er in seiner Amtstracht hatte, ließ er auch Hängelein; er gehörte zu einer Klasse von Gewerbetreibenden, die bei besonderen Gelegenheiten poetische Sprüche aus dem Stegreif vortrugen.

Man liebte es, möglichst viele Gäste zu den Schmäusen und Tänzen der Hochzeit zu bitten. Da dies aber oft über die Kräfte der Einladenden ging und als an-



Hedendes Beispiel verberlich wirkte. So legten fast überall die südlichen Behörden auch hierin ein höchstes Maß fest; nur selten wurde eine beschränkte Zahl von Ästern einzuladen gestattet. So erlaubte das älteste Hochzeitsgesetz von Frankfurt um 1330 nur zwanzig außer den Hausgenossen, hundert Säure später wurden dagegen fünfzig gestattet, worin inbegriffen Jungfrauen, Anwärter und Knechte nicht mit eingerechnet waren.

An dem Hochzeitsstage selbst bildete die Rechtshandlung der Ubergabe der Braut die Hauptphase. War der Bräutigam oder sein Vertreter vor dem Brautvater oder dem nächstberechtigten männlichen Verwandten erschienen, so wurde oft die ganze Formlichkeit der Verlobung samt der Verpändung der verarbeiteten Leistungen noch einmal wiederholt und dann noch gegenseitiger Willenserklärung die Braut unter einem symbolischen Alte dem Manne zu rechter Ehefrau übergeben.

Nach der alten schwedischen Verlobungsformel ward dabei also verfahren: Der Bräutigam verpändet der Braut unter Verrechnung von sieben Handschlägen die rechte Ausübung des Mannbiums und alle Vermögensleistungen von Ehen, Wied, Jaun und Gekammer, Geld und Geschmeide sowie den darüber abgeschlossenen Vertrag. Wobann nimmt der Vormund des Mädchens ein Schwert, steckt darauf einen Hut, unten an den Griff einen Ring, nimmt einen Mantel und einen Fingerring und überlegt damit die Frau dem Manne mit den Worten: „Hiermit übergebe ich meine Schutzbefohlene eurer Treu und Gnade und bitte euch bei der Treue, mit der ich sie euch übergebe, daß ihr ihr ein gerechter Vogt und ihr gnädiger Vogt seid und kein schlechter Schützer werdet.“

Eine kölnische Trauungsformel aus dem 14. Jahrhundert läßt den Vormund Mann und Braut also fragen: „Bist Du hier, auf daß du N. N. zu einem Gekeweibe haben willst? — Bist du hier, auf daß du N. N. zu einem Vormund haben willst?“ Dann hatte der Bräutigam der Braut den Ring an den Finger zu stecken, der Vormund der sie zusammengab, ein seidenes Tuch zu nehmen, worin zwölf Dornen (Wägen der Stadt Tours) gebunden sein mußten, und zu sprechen: „Ich gebe euch zusammen auf fränkischer Erde mit Geld und Gekeweibe, mit Silber und Gold, sowohl nach Frankenweise als nach Sachsenrecht, daß euer keiner den anderen lassen soll um Vieh noch um Geld, noch um irgend etwas, das Gott an ihm erschaffen hat oder noch mag schaffen lassen.“

(Schluß folgt.)

### Moderne Naturheilmittel: Massage.

[Nachdruck verboten.]

Das Wort „Massage“, das gegenwärtig in so vieler Mund, bedeutet einfach „Reinigung“ und bezeichnet daher nur einen der verschiedenen Handgriffe, eine der Handlungen, welche in ihrer Gesamtheit damit benannt und in der neueren Heilkunde vielfach angewandt werden.

Massieren d. h. Kneten, Streichen, Drücken, Klopfen, Hacken, Rollen u. d. einzelnen Muskeln, Sehnen und Nerven nach festen Regeln und zu bestimmten Zwecken, wurde schon von den ältesten Kulturvölkern als Heilmittel für die verschiedensten Krankheiten erkannt, geschätzt und gebraucht und steht auch heute noch bei den meisten Naturvölkern in hohem Ansehen.

Dagegen die Massage nur ein Teil des mechanischen Heilverfahrens, der Heilgymnastik ist und zu den passiven Bewegungen der schwedischen Heilgymnastik gezählt werden muß, so ist sie doch hauptsächlich durch tüchtige Ärzte mehr und mehr zur selbständigen wissenschaftlichen Kurmethode ausgebildet worden auf Grundlage mechanischer, chemischer und physikalischer Vorgänge im menschlichen Organismus. So irig es wäre, alle und jede Krankheitsform durch ein und dasselbe Mittel oder durch mechanische Behandlung bekämpfen zu wollen, so ungeschicklich würde es sein, der in so vielen Krankheitsfällen leicht anwendbaren und der Heilprozeß ganz wesentlich fördernden Massage ihre günstige Wirkung absprechen zu wollen, wie dies leider noch oft von vorurteilsvollen oder falsch unterrichteten Männern geschieht. Die Erfolge auf dem Gebiete des Naturheilverfahrens, besonders auf dem der Mesotherapie, sind so zungewander Art, daß der Beherrschter täglich mehr werden; leider aber auch jener, die nun bemüht sind, ihre Kurmethode als die einzig richtige anzupreisen und durch Ausrichtung der Stätten, die dazu dienen sollen, auf natürlichem Wege Gesundheit, Kraft und Genesung wieder zu erlangen und zu sichern, mit allerlei bestehendem künstlichen Bewerf auszuweichen. Die Leistung der Menschenhand läßt sich aber gerade hier am wenigsten durch mechanische Einrichtungen ersetzen, durch den übertriebenen Luxus muß die Benutzung solcher Kuranstalten der größeren Menge verweigert und daher für viele Leidende nicht benutzbar werden. Die segensreichen Folgen der mechanischen Behandlung werden aber auch leicht wieder aufgewogen durch mancherlei Gemüße, durch Leppigkeit und ungerade Lebensweise überhaupt. Wie Heilungsprozesse durch bestimmte Diät unterstützt werden, so ist es auch geboten, für Massagekuren möglichst einfache aber fräftige Nahrung zu genießen, mit der Anstrengung die nötige Ruhe wechseln zu lassen. Auch sind für manche Krankheitsformen gewisse mechanische Vorrichtungen unerlässlich, um den eigentlichen Sitz, dem Ausgangspunkte des Uebels fester nahe zu können, doch sind durchaus nicht alle künstlichen auch als zweckmäßigsten Einrichtungen zu bezeichnen und dienen manchmal mehr dazu, den Glauben an die Wirksamkeit des Verfahrens oder an die Kunst des Behandelnden zu stärken, als tatsächlich Heilmittel zu unterstützen. Für die eigentliche Tätigkeit des Massageurs Erfolg durch künstliche Mittel zu beschaffen, ist gänzlich ausgeschlossen, da nicht nur das seine Gewebe der menschlichen Hand, die ausstrahlende

Blutwärme während der Berührung anderer Körper, vor allem aber das Gefühl für Milde oder Verstärkung des Druckes auf die krankhafte Stelle durchaus nicht ohne Einfluß auf den Erfolg der Massage bleiben können.

So wenig man eine bedeckte Hand bei Anwendung der Massage dem Zwecke entspricht, so wenig ist auch das Massieren unheilvoller Körpertheile zu empfehlen. Alle Verletzungen, den belebenden Netz auf Muskeln und Nerven durch Gewebe hindurch, und seien diese auch noch so feiner Konstruktion, auszuheilen, haben bisher nie den gewünschten Erfolg gehabt und sind als größtenteils völlig wirkungslos zu bezeichnen. Die fast stets notwendige Einwirkung der zu behandelnden Körpertheile, vor allem aber die verschiedenen eigentümlichen Arten der Massage, die nicht wenig auf die Elastizität der Haut begründet sind, bedingen eine vollständige Entlösung der krankhaften Teile. Ebenso nötig ist es auch, daß der Leidende, welcher sich der Massage bedient, alle beengenden Kleidungsstücke öffnet, beziehentlich lockert, um den erhöhten Schweißstrom nicht zu verstopfen und sich dadurch unnötiger Gefahr auszuliefern. Am einfachsten geschieht die Bedeckung des Körpers während der Behandlung mittelst einer leichten Decke, die je nach Bedürfnis verworfen und so beseitigt wird, daß nur der erkrankte Teil des Körpers entblößt erscheint.

Es ist ja nicht zu verkennen, daß für viele Personen, hauptsächlich für Damen, in dieser unabweislichen Forderung ein Grund zu finden ist, der sie bestimmt, mit der Anwendung mechanischer Behandlung ihres Leidens zu zögern, dasselbe lieber durch manchmal sehr kostbare, stets aber wirkungslose Haus- und Geheimmittel zu bekämpfen oder gar zu verheimlichen und zu bemänteln. So gut aber der gewissenhafte Mediziner den erkrankten Körpertheil genau untersuchen muß, so dringend ist es auch für den Massageur nötig und Zugeständnis nach dieser Richtung hin können dem Leidenden niemals zum großen Nutzen gereichen. Durch die Ausbildung von beanlagten Damen zu Ärztesinnen oder Massieren würde vielleicht dieser Seite in etwas der Grund genommen, allein der entgegenstehenden Schwierigkeiten sind so viele und so schwerwiegende, daß der Erfolg jedenfalls weit hinter den Erwartungen zurückbleiben müßte. Zur wirkungsvollen Ausübung der Massage bedarf es neben dem eingehendsten Wissen nicht geringer Geschicklichkeit und andauernder Kraft sowie besonderer Begabung.

Bestimmte Angaben über die Dauer einer Massagekur lassen sich nicht machen, aber die Einwirkung derselben auf den Gesamtorganismus des Behandelten äußert sich sehr bald durch erhöhte organische Tätigkeit und Ausgleich der Folgen einseitiger Ernährung. Ueberauschend sind die Erfolge mechanischer Behandlung bei Krankheiten der Atmungsorgane, bei Kreislauf- und Verdauungsstörungen, Magen-, Darm- und Hämorrhoidalaffektionen, Nervenschwäche, Veretterung, Muskelchwund, Lähmung, Hysterie, Migräne, Rheumatismus, Gelenk- und Gewebekrankheiten.

Mitunter empfiehlt es sich, mit Massage noch andere passive und halbaktive Bewegungen zu verbinden und als Uebergang zu aktiven Übungen zu betrachten. Auch Waschungen, Wasserumschläge und Bäder unterstützen in manchen Fällen die Wirkungen der Massage, wie überhaupt der mechanische Einfluß bei aller Wasserbehandlung als Hauptfaktor zu betrachten ist. Durch Frottieren wird der Reiz der Streichungen (Effeetlage) erzielt, Douchen ergeben amähernd das Lapotent. In derselben Weise findet auch die gleichzeitige Behandlung durch elektrischen Strom und durch Galvanoelectricität nicht selten mit günstigem Erfolg Anwendung.

Die Tragweite eines regelrecht kräftig wirkenden Organismus auf das Seelenleben des Menschen ist längst erkannt, durch verbreitete Anwendung mechanischer Heilverfahren, durch Massage im Besonderen ließe sich mancher Eltern Sorge um das Wohlergehen ihrer Kinder besitzigen, manchen steifen und schlaffen Körper neue Lebenskraft zuführen und beseitigen, manchem Unglücklichen neuen Lebensmuth beschaffen ohne unerwünschte Ausgaben zu erfordern. Der schimmliche Feind aller naturgemäßen Heilmethoden ist bekanntlich die vorgefaßte Meinung vieler, daß die Anwendung und Ausübung derselben keines besonderen Studiums bedürfte, ja gerade beziehentlich der Massage und auch der Hydrotherapie begegnet man nur zu häufig der Ansicht, daß Jeder an sich selbst die nötigen Vorrichtungen ausführen könne. „Jeder selbst sein Arzt“ kann aber in diesem Falle leicht das Gegenteil herbeiführen und mancher unheilbar gewordene Schaden dürfte sich als Folge derartiger Ansichten feststellen lassen. So wenig jemand irgend eine Maschine dem ersten besten Arbeiter zur Reparatur übergeben wird, oder obgleich ohne technisches Können den Fehler selbst zu heben sich wagen würde, ebensowenig sollte doch auch der kunstreichste Mechanismus des Weltalls, der menschliche Körper ungelübten Händen anvertraut werden, wenn seine Funktionen irgendwie gestört erscheinen.

In allen Krankheitsfällen, bei welchen ärztliche Bedenken nicht entgegenstehen, wird durch geschickte mechanische Behandlung, durch Massage, nur günstig in den Heilungsprozeß fördernd eingewirkt, ohne die nötige Ausübung und Gemüthsheiligkeit des Behandelnden aber kann nur Leid und Unheil die Folge sein. G. Leonhardt.

### Räthselc.\*)

Die nachstehenden Wörter verlesche man derartig untereinander, daß in 2 leuchtenden Reihen zwei Wörter zu lesen sind, wovon das Eine eine von Niemandem gern gehörte Müll bezeichnet, das andere den Gegenstand zu „Wintertag“ nennt. Die Wörter sind: Eritiken, Brelektarier, Emenhallen, Mainz, \*

\*) Nachdruck sämtlicher Sachen verboten.

Friedeberg, Treuenbriehen, entkommen, Kranzjungfer, Säcklein, hurtig, freudebetrunken.

**Anders-Räthsel.**

a	a	a	a
l	m	m	o
o	o	o	r
r	s	s	w

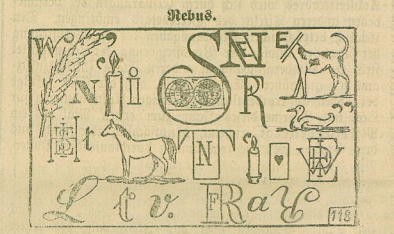
Die Buchstaben der 16 Felder sind derartig zu vertauschen, daß vier Wörter gebildet werden, dann sollen die vertauschten Reihen mit den entsprechenden Wörtern gleichlautend sein. Die vier Wörter bezeichnen: einen heiligen Gott, einen Ausdruck für Dürst, einen heiligen Herrchen, einen in der Wästel vorkommenden Ausdruck.

### Diamant-Räthsel.

Die Buchstaben der nebenstehenden Figur sollen derartig geordnet werden, daß die Wägereiche und leuchtende Mittelstie ein bekanntes Wort bilden. Die erste und letzte Reihe besteht aus je einem Buchstaben, die übrigen Reihen nennen in anderer Reihenfolge, einen Ausdruck für Sorte, eine Münze, einen männlichen Vornamen, einen kleinen Ort in Bayern, einen Artikel, einen bestimmten Adverb, eine Frucht, eine Verlobte.

**Räthselstimmung.**

noch	herz	von	sel	denn	wußt	sin	irren
will	ber	bet	so	wort	es	hören	unbe
mein	dir	ich	es	du	gen	es	troß
bist	lie	irrt	das	soß	nicht	das	das
und	das	durch	bei	de	sei	ren	fin
kann	matß	ist	glück	le	nicht	nicht	fibren
sollst	die	und	sel	ne	sie	bei	wir
doch	ber	du	es	mit	denß	zer	die



Auflösung der Räthsel in letzter Nummer.

### Aktroschion.

- Brechen
- Druck
- Grund
- Grau
- Maß
- Alter
- Eder
- Sart
- Crumpf
- Sant
- Dem
- Nahr
- Galen
- Gewalt
- Namen

### Räthselstimmung.

Sucht Du Glück im Erdenleben, In der Ehe Beschluß, O, so wage Dein Betreten In der Einsat Adel um, Nächstlicht sei Deine Fierde, Nächstlicht sei Deine Braut, Einß Duigen Deine Fierde, Sonste Siehe Deine Wänt.

### Verwandlungs-Angabe.

1. Gartenhaus
2. Gekrennal
3. Gehund
4. Andernach
5. Neurlogie
6. Gredoblen
7. Verlobungsfeier
8. Entschlafentest
9. Nienthospe
10. Geerdard
11. Nisthülle
12. Marzenger
- Welanverzin.

### Sonettum.

Der Verdienst — das Verdienst.

In letzter Nummer des Sonettasblattes war die Auflösung nicht ein Rebus, sondern ein „Räthselhafte Anricht“. Das Bild ist die getrennte Wiedergabe einer alten Steinplatte, welche in Karlsruhe gefunden wurde. Die Entzifferung der Aufschrift sowie der anderen, vielleicht symbolischen Zeichen war bis zur Stunde noch nicht gelungen, ist jedoch dadurch möglich gewesen, daß man die Anfangsbuchstaben der dargestellten Gegenstände (die Componenten) durch Vokale zu Worten verband. Es entsteht dann: „Ein schlechter Affkanst, der nicht für sich selbst Vokale bilden kann.“

Der verantwortliche Redakteur: S. Koegler.

Müller & Piquam, pnotographisches Gesonau L. Rangos in Deutschlan(4) emgicht uns die demiber künzeste Expositiozeit, ein Vertheil. Poststrasse 9 u. 10, I. Etage. — Telefon-Nr. 340. und der Schärfe des Bildes und dem Gesichtsausdruck wesentlich zu Gute kommt. I. Etage.